

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 19 (1914-1915)
Heft: 10

Artikel: Krafterneuen
Autor: L. W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische
Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint am 15. jedes Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2.50, halbjährlich Fr. 1.25; bei der Post bestellt 20 Rp. mehr.

Inserate: Die gespaltene Petitzeile 15 Rp.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Buehler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. Laura Wöhnlich, Lehrerin, St. Gallen.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frl. Dr. Graf; Frau Dr. Zurlinden-Bern; Frl. Benz-Zürich; Frl. Blattner-Aarau.

Inhalt von Nummer 10: Krafterneuen. — Ein Flug in die Ferne. — Dürfen wir die Kinder schlagen? — Bei den Erstklässlern! — Verein aargauischer Lehrerinnen. — Aus dem Kanton Freiburg. — Angenehm und nützlich. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Krafterneuen.

Ein jeder braucht zum Krafterneuen
 Ein wenig heitres, goldnes Licht.
 Ein Hauch von stillem, zarten Freuen
 Hält mancher Last das Gleichgewicht.
 (Bauernfeld.)

„Krafterneuen“, jeden Sonntag sind wir darauf aus mit Rucksack und Bergstock. Und sie hat Erfolg, die Jagd nach dem Krafterneuen, wir kommen davon heim so braun wie die Kastanien und mit Muskeln, so hart wie luftgetrocknetes Bündnerfleisch. Es reicht wieder eine ganze Woche zum Ertragen von Schulärger und zum Lesen von Kriegsberichten und zum Fassen von guten Vorsätzen.

Aber irgendwie überkommt uns trotzdem manchmal eine Sehnsucht nach einem „Hauch von stillem, zarten Freuen“, nach etwas, das uns innerlich wohltut, wie ein Freundeswort in trüber Stimmung. Diesen Dienst kann uns auch ein gutes Buch leisten, und wenn wir heute, vor den Ferien, auf eines hinweisen, das diesem Zwecke dienen kann, so geschieht es, weil das Lesen desselben schon manchen und uns selbst zum wertvollen Erlebnis geworden ist. Manche werden es also kennen, aber man kann immer wieder darüber sprechen und soll es auch tun; denn jedes kommt ihm von einer andern Seite näher. Wir meinen den Roman „Die Heilige und ihr Narr“, von Agnes Günther.¹

Man muss nur Sorge tragen, dass der Märchenzauber dieser Dichtung nicht verletzt wird, wenn Worte sich um ihre Schönheit bemühen.

Der Titel des Buches lautet zwar merkwürdig, kaum einladend. Von „Heiligen“ wollen wir nicht hören, weil uns der Glaube an ihr wirkliches Vorhandensein fehlt, und das Wort „Narr“ hat für uns einen so übeln Klang, dass

¹ Stuttgart 1915, Verlag J. F. Steinkopf. 10. Auflage. Preis Fr. 14.

wir es möglichst aus dem Sprachgebrauch ausschalten. Für beide gibt das Buch Erklärungen, deren wir uns nicht versehen haben.

Bei Lehrerinnen wird das Werk schon deswegen gut aufgenommen, weil da gleich am Anfang ein Kind vor uns hingestellt wird, ein unverstandenes, gequältes, armes Seelchen, dem wir unsere Teilnahme zuwenden können. Das Kind wird gefunden im winterlichen Wald, wo es ist „als hielten die Bäume und Sträucher den Atem an, als müsste etwas werden, etwas Wunderbares, etwas Geheimnisvolles, etwas, das den gewöhnlichen Lauf des Geschehens unterbricht. Und das feine Klingen von fern und nah und das Seufzen geht durch die Stille, als hörte man das Herz des Waldes schlagen.“ Waldweihnacht!

Der das Kind findet, der lange Thorsteiner, ist auch ein einsamer, den das Heimweh aus der Enge seiner Stadtbehausung wieder nach dem Hause seiner Väter getrieben hat, trotzdem dies Haus in Trümmern liegt und vom Ruinengraf die Rede geht, „er wäre so arm, dass die Mäuse mit verweinten Augen einem entgegenliefen, wenn man an die Mauer käme“.

Und der starke Thorsteiner erzählt wie im Selbstgespräch dem armen Seelchen aus Brauneck, wie das Schicksal mit ihm gespielt, und das Kind mit „seinem phantastischen Köpfchen dichtet Bilder dazu, himmelweit entfernt von der Wirklichkeit, aber doch wahrhaftig, mit der innern Wahrheit der Dinge“.

Diese Worte geben so eigentlich eine kurze Charakterisierung des ganzen Werkes: Himmelweit entfernt von der Wirklichkeit, aber doch wahrhaftig, mit der innern Wahrheit der Dinge.

Die beiden Menschen, welche ihre Verlassenheit in den silbernen Winterwald hinausgetrieben hat, die werden im Laufe der Geschichte, sie — die Heilige, er — ihr Narr.

Aber es geht nicht an, den Gang der Handlung mit dünnen Worten zu analysieren. Sie müsste dann herausgerissen werden aus einem wundervollen Rahmen des Märchenhaften, des Mystischen. Und dieses kann nicht getrennt werden von den Gestalten, die darum doch klar und mit innerer Wahrheit geschaffen sind.

Ein Hauch von stillem, zarten Freuen geht aus von den Naturschilderungen. Agnes Günther hat ihnen von ihrem Überfluss an Seele gegeben, sie beseelt die Wälder, die Linde, die Blumen, die Schmetterlinge: „Der Sonnenschein liegt auf dem Weg in grossen goldenen Flecken, und ein Schmetterling, ein Schwalbenschwanz, fliegt langsam den Weg herunter, wie eine seelige Seele auf dem Himmelsweg.“ Hat man nun ein Gemälde geschaut, ist da der Maler am Werk gewesen oder ein Dichter?

Die Handlung besteht im letzten Grunde in einem Fortschreiten und Durchdringen zum Sieg nach langem, stillem Heldenkampf. „Gottes Will hat kein Warumb“, diese Inschrift trägt der Ring, den die kleine Rosemarie dem Thorsteiner im Namen ihres Vaters überreicht zum Dank dafür, dass er das verirrte Kind heimgebracht hat. Und dieser Schicksalsspruch steht über dem langen Leidensweg, den die beiden gehen müssen, eins das andere schirmend und schützend mit fast restlosem, gegenseitigen Verstehen. Ja, die elfenfeine, kranke Frau zieht mit sanfter Gewalt den Mann empor zu ihrer Höhe und gibt als „Heilige“ das Vorbild fast übermenschlicher Seelenstärke. Für ihre Todfeindin, „die arme Frau, oben hinter ihrer Glastüre“, gibt sie ihr letztes Restchen Kraft — und trägt ungesehen die Last eines furchtbaren Geheimnisses.

Mit dem Schleier des Erbarmens bedeckt sie die Schuld ihrer Feindin und sie selbst wandelt unter diesem Schleier, um ihre Lieben nicht leiden zu machen. „Es war schön bei dir, Harro unter dem Schleier der Gisela“ sind der Scheidenden letzte Worte.

Und ihm weist sie noch über ihren Tod hinaus den Weg. Die Kunst soll fürderhin ihm Trost und Lebensinhalt sein, sie selbst hat ihn gelehrt, wie man in ein Werk seine Seele legt.

Aus einer so traurigen Geschichte soll nun Krafterneuen und heiteres Licht kommen? Eine Leserin hat gar behauptet, sie sei vor lauter Überwältigtsein beinahe krank geworden.

Dem, der da grübeln will und erläutern und erklären und alles verstehen, dem mag's schlimm ergehen. Man darf nur bescheiden sagen, dass es auch im Seelenleben mehr Dinge gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt, und im übrigen muss man das Kunstwerk hinnehmen und dankbar sein für seine tauklare Reinheit. Diese wird auf unsere müden Alltagsseelen erfrischend und stärkend wirken. In diesem Sinne also hilft uns die Dichtung, wie selten eine, zum Krafterneuen.

L. W.

Ein Flug in die Ferne.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China von *M. Munzinger*.

(Fortsetzung.)

Und weiter die Meerreise. In Penang liessen wir unsere gemütlichen Freunde Holländer, die sich auf ihre Zuckerplantagen und -fabriken zerstreuten. Dann begleitete uns im Süden ein dunkler Landstreifen, Sumatra, und endlich landeten wir in Singapore, wo es schon von Chinesen wimmelt. Und weiter, immer weiter — nach Hongkong, das gleich Colombo der Stolz der Engländer ist. Die Hügel sind bewaldet, in den Gärten blühen Rosen, unzählige Rosen, auf der Höhe, die die Bucht beherrscht, stehen Hotels, und eine Drahtseilbahn führt uns bequem hinauf. Der Berg, genannt Rigi, war besät mit feuerfarbenen Rhododendren und Orchideen und der Ausblick auf Stadt, Bucht und Meer unbeschreiblich.

Dann kamen endlich einmal Tage mit etwas Sturm, wie mir schien; doch als ich von einem Matrosen die Bestätigung dazu wollte, sagte er, indem er die kurze Pfeife in die andere Mundecke schob und gemütlich an seinen Tauen weiter hantierte: „Ne, kleene Bøe“. Und doch waren die Wellen bisweilen haus- hoch und klatschten ein übers andere Mal auf das Mitteldeck. Wenn das Schiff ein Wellental durchquerte (wobei sich übrigens die Schnelligkeit der Bewegung schätzen lässt), sahen wir bis zu unterst den Schiffsbauch. — Als wir dann endlich vor Shanghai landeten, war es doch Zeit gewesen, denn der gefürchtete Wirbelsturm oder Tai-fun stand gemeldet.

Eine Steam-Lunch brachte uns vom Meere draussen nach Shanghai, und somit war ich auf chinesischem Boden fest. Ich ging zu Fuss ins nahe französische Hotel. Mein Gepäck besorgte die Lloydagentur auf den Dampfer „Mei-Lee“, der mich ins Landinnere bringen sollte.

Mir blieb vorläufig nichts anderes zu tun, als zu Mittag zu speisen und dann in einem Sampan nach der „Mei-Lee“ zu fahren. Sampan nennt sich das Ein-